

Die Zeichen der Zeit

Von Lambert Schmitz OP, Köln*

Pharisäer und Sadduzäer forderten von Jesus, daß er ihnen ein Zeichen vom Himmel vorführe. Jesus antwortete Ihnen: „Wenn es Abend wird, dann sagt Ihr: Es gibt schönes Wetter, denn der Himmel ist rot, und am Morgen: Heute gibt es Regen, denn der Himmel ist rot und trüb. Das Angesicht des Himmels versteht Ihr zu beurteilen, die Zeichen der Zeit aber nicht.“ (Mt 16, 1—3). Die Zeichen der Zeit waren die Worte und Taten Jesu, war letzten Endes Jesus selbst.

Jedoch ist das Wort von den „Zeichen der Zeit“ so symbolträchtig, daß viele Christen es auch stets aufgefaßt haben als eine Aufforderung, „die Zeitlage (zu) kennen“ (PC 2). Über einige dieser Zeitzeichen möchte ich sprechen. Hier allerdings nicht so, daß die Lage unserer Gesellschaft oder die Lage der Kirche ins Auge gefaßt wird, sondern im Blick auf unsere Kommunitäten. Hier wiederum nicht so, daß Lösungen angeboten werden, sondern um den bescheidenen Versuch zu machen, unsere Aufmerksamkeit auf Probleme zu lenken, die sich uns stellen. Zu sehen was ist, ist ja unsere erste Aufgabe. Erst dann können wir gemeinsam eine Antwort suchen.

Alles kann natürlich nicht genannt werden; mir scheint aber, unsere Aufmerksamkeit sollte sich auf Fragen lenken, die ich mit drei Stichworten umschreiben möchte: Kommunität, Priesterbild, Kontemplation.

KOMMUNITÄT

Das gemeinsame Leben der frühen Kirche (Apg 2,42; 4,32) war für fast alle Ordensgründer ein Modell, nach dem sie ihre eigenen Orden ausrichteten. Das Konzil hat das Leben in Gemeinschaft nach dem Beispiel der Urkirche besonders herausgestellt und gesagt, es gehe von ihm eine große apostolische Kraft aus (PC 15).

Im vorigen Jahr haben wir über damit zusammenhängende Fragen hier ausführlich gesprochen. Ein prominenter Theologe, der auch Ordensmann ist, zeichnete die heutige Form des Generationskonfliktes innerhalb unserer Gemeinschaften: das bisweilen beziehungslose Nebeneinander von, wie er es ausdrückte, „Spätindividualisten“ und „Sozialisten“. Ich habe

* Diesem Beitrag liegen Gedanken zugrunde, die der Verfasser in einer Homilie bei der Eucharistiefeyer auf der Jahresversammlung der VDO in Würzburg am 13. 6. 1972 vorgetragen hat.

dies nicht als eine politische Charakterisierung verstanden, sondern als eine Beschreibung von Mentalitäten, Trends, wobei besonders das Verlangen der jüngeren Mitbrüder plastisch herausgestellt wurde, nicht nur zusammenzuarbeiten, sondern auch in engster, stützender und bergender Lebensgemeinschaft miteinander zu leben.

In Zusammenhang damit hatte ein Mann der Wirtschaft über das Teamwork berichtet, wie es in seinem Bereich praktiziert würde. Bei aller Verschiedenheit hier wie dort — wir sehen, daß die jungen Ordensmitglieder mit sehr starken Erwartungen in dieser Richtung in den Orden eintreten: Die Bewältigung der vielfältigen Aufgaben in einer sich ständig wandelnden Welt erfordere heute, da sie die Kräfte des Einzelnen übersteige, eine Teamarbeit. Das gemeinsame Leben werde dafür als besonders günstige Voraussetzung gesucht. Die Teamarbeit erlaube eine Aktivierung, Rationalisierung und Akzentuierung der Arbeit und des gemeinsamen Lebens unter pastoralem Aspekt. Die Erwartung geht dahin, daß bei der pastoralen Planung, der Besetzung der Konvente und der Gestaltung des gemeinsamen Lebens darauf geachtet wird, daß die Bildung von Teams und die Teamarbeit gefördert werden. Ordensleute sollten von der Erziehung und Erfahrung her eine besondere Eignung für diese Teamarbeit mitbringen — aber sind sie tatsächlich fähiger darin als andere?

Das Verlangen nach stärkerem Zusammenhalt und einer Zusammenarbeit, die so gestaltet ist, daß es nicht mehr weiter geht, wenn der eine ausfällt, erwähne ich hier nur als Zeichen. Wie steht es um die Realisierung dieses Verlangens? Hören wir nicht oft die Klage der Vereinsamung, des Nicht-mehr-miteinander-reden-könnens, die Klage über eine Zunahme von Anonymität in den Orden; man weiß nicht mehr, was die anderen machen, man ist über ihren Tagesablauf nicht informiert, man weiß nicht, in welchen Beziehungen der andere steht. Treffen wir nicht oft eine ironisierende Haltung an, die jedes vernünftige Gespräch erschwert, Oberflächlichkeit, die echtem Verständnis ausweicht? Und jene „Lösungsformen“, die sich aus einer, aus welchen Gründen auch immer, nicht intakten Kommunität ergeben und die man charakterisiert als die Selbstvertröstung, das Selbstmanagement, die Neubewegung, die Absicherung, die Sündenbock-Suche u. a.m.? Haben wir diesen Phänomenen unsere Aufmerksamkeit bereits in ausreichender Weise geschenkt?

PRIESTERBILD

In dem auf der außerordentlichen Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 11. Nov. 1969 in Königstein/Taunus verabschiedeten Schreiben der deutschen Bischöfe über das priesterliche Amt wird ausgeführt, daß bei Ausgang der Väterzeit die missionarische Perspektive

des „Dienstes am Wort“ als inneres Element des Priestertums zurückgetreten sei, während die enger verstandene „Verwaltung“ der Sakramente in den Vordergrund rückte. In Folge dieser Entwicklung wurde das kirchliche Amt selbst zu sehr auf seine sakramentale Befähigung und auf seine kirchenrechtlichen Konturen eingeengt. In der spekulativen Theologie habe das Sakrament des Ordo weithin den einzigen Ort gebildet, wo vom kirchlichen Amt gehandelt wurde. Dagegen habe meist eine umfassende Lehre von der Hl. Schrift als Wort Gottes gefehlt. Der Priester sei vielfach stark individualistisch betrachtet worden und nur selten sei auf den ekklesiologischen Grundzusammenhang seines Amtes reflektiert worden (29). Es fällt in diesem Zusammenhang sogar das Wort von der Isolierung und sacerdotalen Engführung des Priesterbildes (a. a. O.). Dieses Priesterbild, nach dem wir wohl alle erzogen worden sind, habe sich während des Übergangs von der Antike zum Mittelalter herausgebildet. Das Priesterbild sei da „dürftiger und blasser“ (29) geworden. Der Begriff des Priesters und des Priesterlichen sei immer stärker am Vorrang der rituell-liturgischen Tätigkeit des Amtsträgers orientiert worden. Die frühe Kirche dagegen habe ein viel reicheres Bild vom Priester gekannt. Hier seien kräftige, ganz unterschiedliche Akzente gesetzt worden. Um nur Stichworte zu nennen: Deutung des priesterlichen Dienstes vornehmlich von der Vollmacht der Sündenvergebung; die wirkmächtige Verkündigung der Großtaten Gottes in der Heilsgeschichte; in Alexandrien sah man die Hauptaufgabe des Priesters im Dienst am Wort, so daß er primär als Lehrer und Missionar erscheint; in Antiochien habe man den Akzent mehr auf die Darbringung des Opfers gelegt; die judenchristlichen Gemeinden und die römische Kirche hätten schließlich stärker die Aufgabe der Gemeindeleitung betont. Dies alles seien aber eher kräftig gesetzte Akzente als konkurrierende und exklusiv aufgefaßte Priesterbilder gewesen. Zu den wesentlichen Pflichten der Priester habe es auch gehört, zu einer Hilfe und Zuflucht für die Bedürftigen und Notleidenden, für die Fremden und Einsamen zu werden. In diesem Sinne habe der Priester in der Geschichte der Kirche auch ständig seinen unscheinbaren und fast lautlosen diakonisch-„gesellschaftskritischen“ Dienst getan, wie es in den jeweiligen sozialen Strukturen gefordert worden sei (Nr. 28).

Die Theologie, vornehmlich der letzten Jahrzehnte, habe sich bemüht, die Aussagen des Konzils von Trient stärker in das Gesamt der kirchlichen Überlieferung einzuordnen und diese Mühe habe auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil ihre Frucht getragen (34). Die von den Bischöfen erwähnte theologische Diskussion ist uns wohl bekannt. Sie setzt die Akzente ganz unterschiedlich, einmal auf den Dienst am eschatologischen Heilswort, das im Sakrament seinen höchsten Intensitätsgrad erreiche, andere gehen mehr von dem Leitungsdienst des Priesters aus, der Verkündigung und Sakramentenspendung einschließe. Wieder andere verstehen den Prie-

ster vornehmlich von der eucharistischen Konsekrationsvollmacht her, wobei allerdings das Sakrament des Leibes Christi in seiner ganzen ekklesiologischen Bedeutung verstanden werden müsse, als das Sakrament der Einheit der Kirche. Schließlich wird auch der Dienst an der Einheit für einige zur umfassenden Klammer des priesterlichen Dienstes auf allen Stufen seiner Ausübung. Das Schreiben der deutschen Bischöfe bevorzugt als Ausgangspunkt einer systematischen Darstellung des Priesterbildes das Hirtenamt, also den Leitungsdienst, sagt aber in Nr. 45: „Man kann nun aber nicht weniger richtig das Ganze des Dienstamtes auch vom prophetischen Amt her darstellen“ (vgl. auch den weiteren Text von Nr. 45). In einem anderen Zusammenhang schließlich, nämlich bei der Darstellung des reichhaltigen Priesterbildes der frühen Kirche, sagt das Lehrschreiben der Bischöfe: „Es muß vermieden werden, bei der Darlegung des priesterlichen Dienstes in der Kirche einen einzelnen Gesichtspunkt herauszugreifen und ihn als einzig konstitutiv für das Amt anzusehen“ (28). Konkret gesprochen: Das Bild des Priesters stellt sich uns reichhaltiger dar, als wir es gelernt haben. Es ist möglich, das Amtsverständnis verschieden zu akzentuieren, wenn damit nur keine Ausschließlichkeit beansprucht wird. Man hat daraus Schlußfolgerungen gezogen, z. B. die, daß es dem einzelnen Priester freigestellt sei, seine konkrete Amtsausübung mehr in dieser oder jener Perspektive aufzufassen (vgl. OK 13 [1972] 136 f.)

Der Pluralität in der Theologie folgt die Pluralität in der Praxis (bzw. geht ihr bereits voraus). Es gab auch bisher die Freiheit des Priesters, seine konkrete Amtsführung mehr in dieser oder jener Perspektive aufzufassen; so wird ein Pfarrer seinen Dienst mehr von der Leitungsfunktion her verstehen, der Prediger dagegen mehr vom Dienst am Wort her. Sind unsere Gemeinschaften, deren Mitglieder zum großen Teil noch im Sinne einer „sacerdotalen Engführung“ erzogen worden sind, jedoch fähig, die heraufkommende Pluralität nicht nur zu ertragen, sondern zu sehen, daß innerhalb der Orden eine Offenheit für die Vielfalt dieser Spezialisierungen gegeben sein muß? Selbstverständlich immer unter Beachtung der Grenze, daß keine Isolierung und keine Entfremdung von der Gemeinschaft entstehen darf.

KONTEMPLATION

Die Sache und der Begriff gehören zum unveräußerlichen Traditionsgut mancher alter Orden. Die Theorien können wir hier beiseite lassen, der Sache nach umfaßte die Kontemplation Studium, das gemeinsame Gebet und das private Gebet. Eine im ersten Heft der Herder-Korrespondenz in diesem Jahr veröffentlichte Umfrage unter kanadischen Priestern (bei uns wäre das Bild vielleicht ähnlich) brachte bei einer Befragung folgendes Ergebnis: 87% gaben an, daß sie das Gebet für absolut notwendig hielten, aber nur 2% glaubten dieser Notwendigkeit auch zu entsprechen;

82% hielten Theologie und Schriftstudium für absolut notwendig, nur 2% wollten jedoch bestätigen, daß sie sich intensiv mit Studium beschäftigen. In einem anderen Zusammenhang, diesmal aber im Hinblick auf den deutschen Katholizismus, wird dort festgestellt: „Die vielleicht wichtigste Ausfallerscheinung liegt ganz offensichtlich in einer spirituellen Armut des deutschen Katholizismus“, und im Hinblick auf den Klerus wird die Frage gestellt, ob es nicht ein enormes kontemplatives Defizit auch im Klerus gebe. Wenn es wahr ist, daß ein besonderes Kennzeichen des Ordenspriesters ein größeres Maß an Kontemplation sein soll, dann sind diese Fragen an uns gestellt. Ist es uns inmitten einer weitgehend technisch-operativ ausgerichteten Kultur gelungen, Zentren der Meditation, Oasen der Besinnung zu schaffen? Manches deutet darauf hin, daß im kirchlichen, aber auch im profanen Bereich die Meditation wieder stärker gesucht wird. Entsprechen unsere Gemeinschaften diesem Verlangen?

Wir müssen die Zeichen unserer Zeit erkennen. Mir scheint, daß wir hier gemeinsam vor Aufgaben gestellt sind.